

(Nachdruck verboten.)

9) Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Sie hatten viele Kinder gehabt, wirklich sehr viele, aber bis auf ein einziges waren sie „glücklicherweise“ alle gestorben. Es waren blasse, fränkliche Wesen, und die im Fieber zitternden Eltern hatten schon im voraus um die tägliche Nahrung geforgt, die sie ihnen verschaffen mußten. Sie schienen in ihren Adern anstatt Blut das Bittern des Wechselfiebers zu haben. Der eine starb an Auszehrung, von der nüchternen Nahrung, die der Süßwasserfisch bildet, aufs äußerste geschwächt; andere ertranken, indem sie in die Kanäle fielen, die das Haus umzogen, und nur einer, gerade der kleinste von allen, trotzte dem tödlichen Keim der Reiskelder und sog aus der unzutraglichen Nahrung die armselige Substanz eines ewig leidenden Körpers.

Der Onkel Paloma fand dieses Unglück logisch und notwendig. Man konnte Gott den Herrn nur loben, daß er sich manchmal der armen Geschöpfe erinnerte, denn es war widerwärtig anzusehen, wie sich die Familien der Armen vermehrten, und ohne Gottes Güte, der von Zeit zu Zeit die Reiben lichtete, gäbe es im See nicht mehr genug Nahrung für diese ganze Gesellschaft und sie wären gezwungen, sich gegenseitig aufzufressen.

Onkel Palomas Frau starb, als er schon alt war, und der Junge sieben Jahre zählte. Der Schiffer und sein Sohn Toni blieben allein in der Hütte. Der Bursche war vernünftig und arbeitete wie seine Mutter. Er bereitete das Essen, besserte alles aus, was im Hause auszubessern nötig war, und lernte bei den Nachbarinnen kochen, damit sein Vater nicht merkte, daß keine Frau im Hause war. Er tat alles ernst, als hätte der schreckliche Kampf, den er um sein Leben ausgefochten, eine unausrottbare Traurigkeit in ihm zurückgelassen.

Der Vater war glücklich, wenn er in Begleitung seines Kleinen auszog, der auf dem Grunde der Barke, von einem Haufen Stride verdeckt, fast verschwand. Er wuchs schnell heran, seine Kräfte wurden täglich bedeutender, und der Onkel Paloma blickte stolz, wenn er sah, mit welchem Eifer sein Sohn die Netze herauszog oder die Barke über den See gleiten ließ.

„Das ist der tüchtigste Mann von ganz Abusera,“ sagte Paloma zu seinen Freunden, „sein Körper rächt sich jetzt für das, was er als Kind gelitten hat.“

Nicht minder lobten die Frauen seine guten Sitten. Er trieb keine Dummheiten, wie die jungen Leute, die in der Schänke zusammenkamen, und spielte auch nicht mit gewissen schlechten Subjekten, die nach Beendigung des Fischzuges auf dem Bauche im Schilf hinter irgend einer Hütte lagen und sich damit die Zeit vertrieben, daß sie stundenlang endlose Partien mit schmierigen Karten spielten.

Zimmer ernsthaft und arbeitsfreudig, gab Toni seinem Vater nicht die geringste Ursache zur Sorge. Der Onkel Paloma, der mit keinem Kameraden zusammen auf den Fischzug fahren konnte, weil er bei dem geringsten Versehen in Wut geriet und den Ungeheueren windelweich geprügelt hätte, brauchte seinen Sohn nie zu tadeln. Ertheilte er ihm in einem Anfall schlechter Laune einmal einen Befehl, so war der Junge, der seine Gedanken erriet, schon dabei, ihn auszuführen.

Als Toni Mann geworden war, hegte sein Vater, obwohl er noch immer für das Bagabundenleben schwärmte und dem Gedanken an die Familie recht gleichgültig gegenüberstand, doch dieselben Wünsche wie der alte Onkel Paloma. Wie einsam lebten die beiden Männer in der öden, alten Barade! Es war ihm peinlich, sehen zu müssen, wie sein Sohn, ein großer starker Mensch, sich am Herd beschäftigte, das Feuer anblies und das Abendessen zubereitete. Oftmals fühlte er Gewissensbisse, wenn er sah, wie diese Furzen, starken, behaarten Hände mit den Eisenspingern das Geschirr abrieben oder mit einem kleinen Messer die Fischschuppen entfernten

In den Winternächten glühen sie Schiffbrüchigen auf einer wüsten Insel. Sie wechselten kein Wort, kein Lachen, keine Frauenstimme ließ sich vernehmen, die sie hätte erfreuen können. Das Haus hatte ein düsteres Aussehen. In der Mitte brannte ein lebhaftes Feuer in einem kleinen, viereckigen Raum. Gegenüber stand die Küchenbank, mit einer armseligen Ausstattung von irdenen Geschirren und alten Porzellantellern. Auf beiden Seiten die Türen der beiden Zimmer, die wie alle Wände der Hütte aus Schlamm und Schilf hergestellt waren; über diesen Türen, die nicht höher als ein Mensch waren, sah man das Innere des schwarzen Daches mit einem Aufmantel, den das Herdfeuer seit zahlreichen Jahren abgefegt hatte. Das Zimmer erhielt seine Luft durch eine im Stroh des Daches angebrachte Öffnung, durch die die Windstöße im Winter zischend hereindrang. Vom Dach hingen die wasserdichten Kleider des Vaters und des Sohnes herab, die sie bei den nächtlichen Fischzügen benutzten, — die steifen, schweren Weinkleider und die Kittel, durch deren Kermel ein Stod gespannt war. Man mochte glauben können, die beiden Bewohner der Hütte hätten sich an einem Dachbalken aufgehängt.

Der Onkel Paloma langweilte sich. Er stritt sich gern; in der Schänke fluchte er aus Leibeskräften, schimpfte auf die anderen Fischer und blendete sie stets mit der Erinnerung der vornehmen Persönlichkeiten, die er gekannt; doch in seinem Hause wußte er nicht, was er sagen sollte. Seine Unterhaltung erhielt keine Antwort von seinem gehorsamen und schweigsamen Sohn, und seine Worte verloren sich in einem ebenso respektvollen wie drückenden Schweigen. Der Schiffer erklärte es in der Schänke laut und vernehmlich, mit seiner fröhlichen Brutalität, sein Sohn sei ein pfiffiger Kopf, aber er zeige es nicht, sondern sei stets gehorsam und unterwürfig. Die Verstorbene mußte ihn wohl irgendwie einmal hintergangen haben.

Eines Tages redete er mit Toni in dem gebieterischen Tone der lateinischen Väter, die ihren Kindern nicht das geringste Recht auf einen eigenen Willen zugestehen, und, ohne sie um Rat zu fragen, über ihr Vermögen und ihr Leben entscheiden. Er sollte sich verheiraten; es ginge nicht so weiter, es fehlte eine Frau im Hause. Und Toni nahm diesen Befehl mit derselben Fügsamkeit auf, als hätte man ihn ersucht, die große Barke klar zu machen, um am nächsten Tage einen Jäger aus Valencia in Saler zu erwarten. Es war gut. Er würde den Befehl seines Vaters so schnell als möglich erfüllen, und während der Sohn seinerseits suchte, teilte der alte Schiffer allen Weibern in Palmar seine Absicht mit. Sein Sohn wünschte sich zu verheiraten. Alles, was er besaß, gehörte seinem Jungen: die Barke, die große Barke mit ihren neuen Segeln, und die alte, die vielleicht noch besser war, ferner zwei andere Barken, und er wußte selbst nicht, wieviel Netze. Dann rühmte er die Vorzüge des jungen Mannes; er war fleißig, ernsthaft, gediegen und vom Militärdienst frei, denn er hatte sich durch eine gute Nummer ausgelost. Schließlich war er ja keine große Partie, aber nackt wie eine Kröte im Minnstein war sein Toni doch nicht. Und für die Weiber, die es schon in Palmar gab ...

Mit seiner gewöhnlichen Verachtung des Weibes spottete der Alte, indem er sich die Mädchen betrachtete, unter denen sich zweifellos seine zukünftige Schwiegertochter befand. Nein, sie waren wahrhaftig keine Schönheiten, diese Jungfrauen vom See mit ihrer in dem faulen Wasser der Kanäle gereinigten Wäsche, die nach Schlamm duftete, und den gleichsam mit einer klebrigen Masse überzogenen Händen. Unter den von der Sonne ausgebleichten, weißlichen, blassen Haaren erschien ihr trodenes, rötliches Gesicht etwas dunkler, die Augen glänzten im Fieber, das das Wasser des Sees, das sie trinken mußten, fortwährend in ihnen hervorrief. Ihr eckiges Profil, ihre schmale, längliche, stets bewegliche Taille, und der ihnen entströmende Duft verlieh ihnen eine gewisse Nehnlichkeit mit den Kalen, als hätte die einförmige Nahrung einer Reihe von Generationen die Züge des Tieres, das ihnen als einzige Nahrung diente, schließlich in ihnen festgebannt.

Unter all diesen Frauenspersonen fand Toni eine; eine recht unbedeutende, die seine Schüchternheit am wenigsten erschreckte. Die Hochzeit fand statt, und die Hütte zählte ein Geschöpf mehr, mit dem der Alte plaudern und sich herum-

zanken konnte. Er empfand einen gewissen Genuß, als er sah, daß seine Worte nicht mehr ins Leere fielen, und daß die Schwiegertochter gegen seine Ansprüche, wenn er schlechter Name war, scharfen Protest erhob.

Bei dieser freudigen Genugthuung kam ihm aber plötzlich ein starkes Mißbehagen. Sein Sohn sahien alle Familien-traditionen mit einem Male zu vergessen.

Er fing an, den See zu verachten, und suchte seinen Lebensunterhalt auf den Feldern zu verdienen, und als man im September den Reis erntete und die Tagelöhner gut bezahlt wurden, verließ er die Hütte, um sich, wie viele andere, als Schnitter zu verdingen, worüber der Onkel Paloma in heftigen Zorn geriet. Diese Aufgabe, die hauptsächlich darin besteht, im Schmutz zu arbeiten und die Felder umzuwühlen, kam den Fremden zu, denen, die fern von dem Abusera lebten. Die Kinder des Sees waren von dieser Sklaverei befreit. Nicht umsonst hatte Gott sie am Ufer dieses Wassers zur Welt kommen lassen, das ein wahrer Segen war und die Nahrung in seinem Schoße trug. Und es war wahrlich eine Schmach und eine Schande, den ganzen Tag im Schmutz bis zum Gürtel zu stehen, sich von den Blutegeiern ausaugen und von der Sonne rösten zu lassen, um Aehren zu ernten, die im Grunde gar nicht für sie bestimmt waren. Wollte sein Sohn etwa Arbeiter werden? Als er diese Frage stellte, sprach der Alte mit all der Entrüstung, die ihm die Ungeheuerlichkeit einer so unerhörten Tafsache entriß, gerade als hätte man ihm gesagt, der Abuserasee könne eines Tages austrocknen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

3) Das Opfer.

Von Karl Busse

Der Mond schien. Sterne waren verschwenderisch um ihn her gestreut. Der Himmel hatte sich nach dreistündigem Regen völlig entwölkt: in Klarheit war der Abend gekommen, und mit nur halber Dämpfung des Lichtes lam die Nacht. Sie war hell, daß man weit sehen konnte. Silbrig fluteten die fast schnittreife Felder, wie von segnenden Händen sanft gestrichen. Jetzt hob sich aus einem etwas Dunklen: ein Nebel, der mißtrauisch sicherte. Plötzlich erschrak er, warf sich den Kopf zurück und ging davon. Ein paar geringere Tiere, die von den hohen Halmen bisher ganz bedeckt waren, folgten ihm auf der Flucht und teilten in leichten Sprüngen das silbrige Getwoge der Aehren.

Nikolaus Brus hatte sie aufgestört. Er lam am Waldrand entlang. Schwer und feucht hingen ihm die Kleider am Leibe. Müde schleppte er sich vorwärts, denn bis jetzt war er ziellos umhergelaufen wie auf der Flucht vor den eigenen Gedanken. Nun war zu Hause längst alles vorüber. Seine Frau schlief wohl wie immer, der alte Plawinski, gegen den ein dumpfer und wilder Haß in ihm wuchs, war fort — Dank allen Heiligen, daß morgen Sonntag war, wo der Unheimliche gleichfalls fernblieb! Und das Luderchen? —

Warmherzigkeit, nur daran nicht denken! In Angst, Qual und Grauen stolperte er schneller des Wegs, zählte Bäume, trieb mit dem Fuß Steine vorwärts, prüfte über den Fingernagel ein Roggenkorn und stellte die Zahl der Körner fest, die die ausgeraute Aehee trug.

Aber es nützte nichts. Hinter all diesem mechanischen Tun stieg immer wieder die eine Frage auf: „Und das Luderchen?“ Als ob ein anderer hartnäckig und höhnisch sie stellte, sie ihm entgegen-schrie! Als ob dazu der alte Maurer sicherte! Als ob aus dem Rauischen der Wipfel, dem Raunen des Roggens, dem hinsinkenden Atem der Nacht, dem Hall der eigenen Tritte immer nur diese Worte sich bildeten und auf ihn zu kämen, — diese Worte, vor denen er doch jetzt bereits Stunden floh!

Erschöpft setzte er sich auf eine Baumwurzel, die über den Grenzgraben des Waldes bis nach dem Kuhpfad hinübergriff. Er nahm die Mühe ab und strich sich über Stirn und Haare. Weides war nah. Vom Schnee? Vom Regen? Und in der großen Mattigkeit, die ihn überfiel, fand er nicht mehr die Kraft, sich gegen die Vorstellungen zu wehren, die nicht Ruhe gaben, die hartnäckig, wie ein hundertmal zurückgeschlagener, aber stets an anderer Stelle von neuem angreifender Feind, auf ihn eindrang.

Er sah das Luderchen vor sich . . . mit den schon leicht ergrauen-den Schmirerbarthaaren, dem Stummelschwänzchen, den traurigen Augen, die nicht von dem Herrn ließen. Er dachte an all die Treue, die das Tier ihm durch Jahre erwiesen. Und er dachte, wie er es heut' dafür verraten hatte!

Ein kleines schwarzes enges Loch . . . da lag es jetzt, um im Finstern zu verhungern. Maria Josef, weshalb . . . weshalb? Das Luderchen war das Opfer, das Luderchen mußte das Leben lassen, damit es seinem Herrn, dem neuen Haus, dem Witold wohl ginge! Unschuldige Kinder hatte man früher so eingemauert, sagte der alte Plawinski. Unschuldig war auch das Luderchen. O, die Angst . . .

die Angst, als der unheimliche Kerl es gepackt hatte! Wann war das? Vielleicht gegen fünf, als der Regen noch prasselte! Und nun wars lange nach zehn . . . fünf Stunden schon war das Luderchen in seinem dunklen Sarg.

Wie es geheult haben . . . wie es gesprungen sein mochte, um zu entkommen! Aber der alte Maurer würde wohl gelacht haben, gelächert . . . mit diesem entsetzlichen grausen Nichern, das so unheimlich war. Und dann setzte sich Stein auf Stein; jeder neue schnitt dem Tiere ein Stück Licht mehr ab; zuletzt klaste nur noch eine handbreite Lücke, durch die der Tag sah, und ob das Luderchen nicht winselnd da hindurch geschaut hatte nach ihm, nach dem Herrn, wo er denn bliebe und ob er das zuließe? — Wis dann ein letzter Stein auch die Lücke schloß, und alles dunkel ward für immer. . .

Nikolaus Brus stöhnte auf. Neben ihm lag ein starker Ast. Den ergriff er und brach ihn mit aller Gewalt in einzelne Stücke. Alle Kraft mußte er zusammennehmen; alle Muskeln spannten sich in der Anstrengung. Aber es befreite ihn für einen Augenblick, daß er schwer atmend, doch erleichtert sitzen blieb. Er war müde, Er wollte nach Hause. Schlafen . . . von nichts mehr wissen . . . ah, pfia freu, was war aus ihm geworden!

Als er aufstand, fühlte er etwas Festes in seiner Tasche. Er griff hin . . . verächtlich zog er die Hand zurück. Es war die Munds harmonika. Und müde machte er sich auf den Heimweg.

Da lag sein Haus, sein Hüttchen, das alte, vertraute. Der Mondschein umfloss es; Licht auf Dach und Wänden, Schatten unter den Balken. So viele Jahre stand es nun: war mit ihm selber jung gewesen, mit ihm selber alt geworden. Wie lange noch, dann rissen sie's auseinander! Daneben war schon etwas Fremdes und Neues; kalt und fremd lag es im Mondlicht. Schade!

Gorch, tönte da nichts? Nein . . . alles war ruhig. Eine Zentnerlast fiel ihm vom Herzen. Das Luderchen würde eingeschlafen sein wie sonst. Oder . . . vielleicht war das Loch zu eng . . . vielleicht war es schon tot . . . erstikt?

Wie ein Dieb schlich er sich heran. Fast hält' er bitter gelächert; wie ein Dieb, mit Marderschritten, auf sein eigenes Haus zu.

Weich, mit dem fast unhörbaren Fluge strich eine Eule vorüber. Im Stalle klirrte die Kuh mit der Kette. Er atmete kaum. Er berührte schon die Klinke der Tür. Da mit einem Male — das Blut koch' ihm erstarren — ein schwaches Winseln wie aus der Ferne.

Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück, ein Steinchen rollte seitwärts. Und als spüre das Tier plötzlich die Nähe seines Herrn, fing es laut an zu heulen. Es lam dumpf, langgezogen aus der Tiefe, brach ab, setzte von neuem an, schallte klagend und anklagend in die stille Nacht und den Mondschein.

Wie ein Verbrecher war Nikolaus Brus zusammengefahren. Er wollt' es nicht hören, er hielt sich die Ohren zu, er ging in die Hütte, riß die Kleider vom Leibe, steckte den Kopf unter das schwere Bett.

So vernahm er nichts . . . gar nichts. Wenigstens sagte er sich das unablässig vor, halb fiebernd. Nur das eigene Blut hört' er in den Ohren singen . . . wie es rauschte und fiel. Und während er krampfhaft darauf horchte, wußte er doch schon, daß die Heultöne auch jetzt zu ihm drangen, daß er sich nur mit Gewalt vor ihnen verschloß, daß er ihnen nicht entgegen konnte, höchstens, er ließe mit den totmüden Knochen von neuem weit, weit in die Nacht hinaus.

Die Minuten kamen und gingen, als hätten sie heut doppelt so viel Zeit wie sonst. Wie unendlich lange das dauerte, eh' sich eine langsam, langsam füllte und verann! So wächst am Fenster wohl ein kleiner Tropfen, gespeist von nicht sichtbarer Feuchte, und wird größer, rundet sich, hängt schwer und wie zögernd noch einen Augenblick, löst sich dann und fällt! Und die Minuten sammelten sich, wurden zu Stunden. Und immer noch tönte das Heulen des eingemauerten Tieres, bald wie in Erschöpfung erstehend, bald mit neuer Gewalt ansetzend, bald langgezogen und eintönig anhaltend. Es riß den Kossäthen aus dumpfem Halbschlummer zu neuem Grauen und Entsetzen auf, und wenn er atemlos mit starren Augen lauschte, hörte er in den Lauten verzweifelte Klagen und Anklagen. Er hörte den Hunger und die Furcht heulen, er hörte das Winseln der Erschöpfung. Es ward unerträglich.

Gegen Morgen erst verstumten die Töne . . . ganz plötzlich. Und das Schweigen, das lautlose Schweigen, das entstand, war fast noch grauenvoller. War das der Tod? Lag das arme Tier mit zitternden Pfanken und keuchendem Atem schon im Sterben? Schließ es?

Meiern sentte sich der schwere Schlaf auch auf Nikolaus Brus. Aber die erste frühe Helle schuchte ihn auf. Sein Gesicht war grau, sein Mund voll von pappig-sadem Geschnaak, alle seine Glieder wie zerfäulen. Viertel trant er in großen Schlunden Wasser, wusch sich, zog sich an. Seine Kleider waren noch regenfeucht und schmutzig. Aber er behielt sie auf dem Leibe, obwohl er sich erinnerte, daß heute Sonntag war. . .

Seine Frau blidte ihn schon von der Seite an. Sie redeten nichts. Sie schauten aneinander vorbei, als ob sie gleich Genossen einer schweren Schuld sich nicht ins Auge sehen konnten. Und wieder klangen aus der Tiefe die Heultöne, heißerer schon, angestrongter. Sie jagten den Mann auf. Er holte sich die schweren Stiefel . . . die Stiefel, die sonst das Luderchen jeden Morgen herangeschleppt hatte, erst den rechten, dann den linken mit dem Kiester . . . und stürmte von neuem in die Felder.

Die Sonne stach schon etwas trotz der frühen Stunde. Millionen von lichtdurchschossenen Tropfen und Tröpfchen hingen an Halmen

und Kelchen, Blüten und Blättern. Unter den Brombeerräuchern, die mit noch grünen Früchten den Weg säumten, huschten hurtige Eidechsen heroor und wärmten sich. Lerchen standen hoch. Flugfrosch, fallend und wieder steigend, tanzten Schmetterlinge durch die Luft, und höher noch als die Lerchen und Schmetterlinge schwebten bald Kirchenglocken über dem Erntelaud.

Aber Nikolaus Brus schritt stumpf, totmatt, zerschlagen durch den Feiertag. Er warf sich ins Gras: da blidten seine Augen geblendet in die glanzdurchglühete Höhe. Und gegen die ungeheure Weite, gegen das allüberströmende Licht stellte sich eine drückende Enge, ein lastendes Dunkel, stellte sich —

Kein, kein! Ruht er denn immer, immer auf denselben harten Stein heißen? Die Kirchenglocken riesen, sie riesen ohne Unterlaß. Wollten sie ihm Ziel und Erlösung fänden? Rühmlich Hopfte er sich ab. Bah, was tats? Mochten es alle doch sehen, daß er in den alten Sachen zur Kirche kam. Wenn er nur Ruhe fand! Aber auch durch das silberne Läuten der Regglocke schien ihm das Geuln des Hundes zu dringen, das nicht aufhörte

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Tee.

Der Tee wird nach und nach auch in Deutschland zu einem Volksgenüßmittel, wie er es z. B. in Rußland und England schon lange bei allen Bevölkerungsschichten ist. Die aufsteigernde Wirkung, welche die im Teestrauch und besonders in dessen Blättern vorhandenen Alkaloide auf die Nerven haben, verschafft dem Tee noch mehr als dem stark auf das Herz wirkenden Kaffee überall da einen Platz, wo andere stärkere Genüßmittel verdrängt werden. Die Abnahme des Alkoholkonsums im letzten Jahrzehnt ist von einer starken Zunahme des Teekonsums begleitet gewesen. Der Name Tee stammt aus der Volkssprache der chinesischen Provinz Kofien oder Kofian ab, hier wird er Tia, im Canton dagegen Tschä oder Tschai genannt, in der Schrift und Mandarinsprache heißt er Tschä oder Tschia. Der schwarze oder der braune Tee ist unter dem Namen He-tschä, der grüne unter dem Namen Le-tschä bekannt. Andere Teesorten haben von anderen Umständen ihre Benennung erhalten. So heißt z. B. Pe-loe die erste helle Blattsprosse, weil dieser Tee von den eben aufkeimenden Knospen junger, dreijähriger Stauden nach ihrer ersten Blüte gepflückt wird. Ming-tschä ist Früchte, weil er früh, bei der ersten Ernte gewonnen wird; Chulan-Hy-son heißt der, welcher gewonnen wird, indem man dem Hy-son noch ein duftendes, Chulan genanntes Gewächs beimengt; Su-tschong bezeichnet die Ernte von Blättern dreijähriger Stauden, die auf dem besten Boden gebaut werden.

Dies sind diejenigen Teesorten, welche am häufigsten im Handel vorkommen und besonders zur See ausgeführt werden; in neuerer Zeit wird aber auch viel Tee auf dem Landwege durch das asiatische Rußland zu den Völkern des Westens gebracht, und bei diesem Transporte bildet die dicht an der chinesischen Grenze gelegene russische Stadt Kiachta den Hauptmarkt. So groß ist die Anzahl der Teesorten daselbst, daß die Feinschmecker dort nahe an 700 unterscheiden, und es sich mit dem Tee ebenso verhält wie bei uns mit dem Weine und dessen verschiedenen Jahrgängen.

In den nördlichen Ländergebieten Asiens, in Sibirien besonders, zum Teil auch im europäischen Rußland, ist eine Teesorte überaus geschätzt und beliebt, welche den Namen „Ziegeltee“ führt. Er besteht aus einem Gemenge von schwarzem und grünem Tee, aus Ueberresten anderer Sorten, selbst anderer Pflanzen, welche alle zusammen mit Schaf- und Ochsenblut versetzt, hierauf eingedickt und gleich den Bouillonkapseln zusammengedrückt und getrocknet werden. Er scheint zuerst in den nördlichen chinesischen Provinzen fabriziert worden zu sein, hat sich aber von hier aus weit verbreitet und wird von den Tartaren und Bucharen in reichlichem Maße genossen. Die Buräten, Mongolen und Kalinuden nennen ihn „Saluran“, vermengen ihn noch mit Fett, Mehl und ähnlichen Ingredienzen und trinken ihn mit wahrer Leidenschaft. Europäische Reisende wie Tinkowskii, v. Bunge und Sven Hedin haben ihn gelobt und sogar wohlschmeckend gefunden, wenngleich die Bereitungsbart etwas Widerliches hat. So allgemein verbreitet und beliebt ist jetzt dieser Tee in den genannten Ländern, daß er daselbst als gangbare Ware erscheint und die chinesischen Mandchurenkaiser ihre mongolischen Truppen mit diesen Teetafeln als Sold, wie die Chinesen mit Reis bezahlen. Daher ist diese Tafel überall unter die nomadischen Völker im nördlichen Asien als Handelsmünze in Kurs gekommen.

Nachrichten aus früherer Zeit, welche sich auf die Kultur des Tees beziehen, gehen nicht über das sechste Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinaus. Die erste Spur von der Mode des Teetrinkens in China finden wir in einer Zeit, in welcher die Kaiser aus der Tang-Dynastie auf dem Throne des himmlischen Reiches saßen. In den Reichsannalen dieser Zeit findet sich eine Stelle, worin es heißt, daß (nach unserer Zeitrechnung im Jahre 793) im ersten Monate dieses Jahres zum erstenmal Zoll auf den Tee gelegt sei, woraus hervorgeht, daß seine Kultur sich damals schon bedeutend verbreitet hatte. Etwa hundert Jahre später macht ein von Renaudot herausgegebener, aber nicht näher bekannter

arabischer Schriftsteller, welcher etwa in dem Jahre 897 nach Christi Geburt in Kansu, dem alten Hafen von Sang-tschou-su in der Provinz Tscheliang sich aufhielt, die Bemerkung: der Kaiser von China erhalte seine Abgaben vom Salze und einem Gewächse, dessen Blätter man, mit heißem Wasser aufgelocht, trinke, und daß in allen Städten häufig verkauft werde, was viel Geld einbringe. Man nenne es Sah, es sei ein Busch, noch reicher an Blättern als der Granatbaum, deren Geruch zwar angenehmer sei, die jedoch einen bitteren Stoff enthielten. Man lasse das Wasser kochen, gieße es auf die Blätter und dies Getränk heile mancherlei Uebel, lasse den Menschen nicht zu fett werden, mache ihn munter und rüstig zur Arbeit und verschende den Schlaf von seinen Augenlidern.

In den südlichen Gegenden Chinas ist zuerst von europäischen Durchreisenden die Kultur des Teestrauches beobachtet worden. Bei der Stadt Hais-tschou-su, im Süden von Nanjing, sah im Jahre 1793 eine englische Gesandtschaft auf der Rückreise von Peking nach Canton die ersten Teeplantagen, welche weit und breit die Hügel bedeckten.

Die Pflanzengeographie hat den Nachweis erbracht, daß alle wahrhaft aromatischen Gewächse in ihrer höchsten Ausbildung nur auf engere Kreise angewiesen sind; ebenso scheint es sich auch mit dem Teestrauche zu verhalten. Dieser Beschränkung seines heimatischen Vorkommens hat man es auch wohl zuzuschreiben, daß es mit der Verpflanzung der besseren Teesorten in fremde Regionen — auch unter sonst günstigen Verhältnissen des Bodens und des Klimas — noch immer nicht recht hat gelingen wollen, obgleich es an wiederholten Versuchen nicht gefehlt hat. In China finden sich in allen Dorfschaften Teeschenten, sie reichen bis in ihre westlichen Kolonien, bis in das Land der Verbrecherkolonien, und selbst nach der jüngsten chinesischen Ansiedelung sah Tinkowskii von der Urga aus eine Karawane von 40 mit Ziegeltee beladenen Kamelen ziehen. Die Russen kannten in der Mitte des 17. Jahrhunderts die Teekultur noch nicht; es wurde ihnen, den Barbaren, zu denen sie wie alle Europäer gerechnet wurden, das als eine Art Noheit angerechnet. Als im Jahre 1688 moskowitzische Gesandte am Hoflager der Altyn-hane am Ufsaee erschienen, wurde ihnen als Dostzeremonial Tee präsentiert, der ihnen auch mundete. Bei ihrer Rückreise in die Heimat wurden sie gezwungen, Geschenke dieser unpreiswürdigen Ware — wie sie sich ausdrückten — mit an ihren Faren zu nehmen. Alles Protestieren gegen die Annahme half nichts und es blieb bei dem, wie es der Khan beschloß hatte. So wurde das Getränk gleichsam mit Gewalt nach Rußland gebracht. Daß es sich später nicht allein hier, sondern auch in den entfernten Provinzen Rußlands Eingang verschafft hat, ist allgemein bekannt.

Verschieden von diesem chinesischen, wahrscheinlich aus Jünnan stammenden Tee ist der, welchen die Burmanen „Lap-het“ nennen. Vielleicht bildet diese eine neue Art der Teeerpflanze, nach Crawford ist er hier einheimisch, hat elliptische, gefägte Blätter, die aber breiter sind als beim Bo-heatee. Die Burmanen essen dieses Blatt präpariert mit Sesamol und Knoblauch, wodurch es einen Geschmack erhält wie Oliven. Nach dieser Pflanze nennen die Burmanen gegen den Gebrauch aller übrigen Völker den chinesischen Tee nicht mit dem chinesischen Namen Tschä, sondern Lap-het und Lap-het-re, d. h. Teewasser.

Der erste Deutsche, der vom Teetrinken zu berichten wußte, ist Albert von Rendslohe, der schon im Jahre 1638 in Surate die Sitte des Teetrinkens allgemein verbreitet fand. In Europa aber hatte der Tee damals noch so wenig Eingang gefunden, daß man ihn so wie die Tassen, aus denen er getrunken wurde, für wüßig genug hielt, um in Kunst- und Raritätenkammern aufbewahrt zu werden.

In Deutschland wird der Tee als Volksgenüßmittel erst seit etwa vier Jahrzehnten getrunken.

Kleines feuilleton.

Kunst.

Verdandi-Bund. Die Gründung dieses neuen Bundes, der zu den vielen vorhandenen noch einen hinzusetzt (in Deutschland, dem Land der Vereine nicht verwunderlich) fand am Montag in feierlicher Eröffnungssitzung statt. Wer ist Verdandi? Was soll diese germanische Mythologie? Verdandi ist der Name der Gegenwart, wird einem geheimnisvoll bedeutet.

Anwesend waren die Stützen der Gesellschaft, bis zu den höchsten Spitzen hinauf; Schichten, die sich gern beweibräuchern lassen und zu Repräsentationszwecken, falls nichts Kompromittierendes dabei ist (manchmal erleiden sie auch einen Heimfall und leihen ihren Schutz einer Sache, deren Fragwürdigkeit sie nicht durchschauen).

Ich las das Programm durch. Die Deutschtum, die Internationalismus, löst es da. „Der nationale Idealismus muß gepflegt werden!“ Schauen wir auf England! Trotz der zweiten Verzweigung seiner Wirksamkeit (ist dieses schlechte Deutsch vielleicht germanisch?) auf dem Erdball bleibt der Engländer — Engländer.“ Hier erlaube ich mir gleich zwei Einwände.

Rationaler Idealismus — dieser Begriff ist sehr schön und nach unserem Empfinden beschäftigen ihn die, die unter Einsetzung ihrer

Kraft und ihrer Persönlichkeit für die moderne Entwicklungsidee kämpfen. Aber was hat nationaler Idealismus mit germanischer Mythologie zu tun? Da fehlt die Gedankenbrücke. Wir wollen erst uns klar werden über diesen Begriff und flugs wird uns das „Teutischum“ untergehoben. Das sind Verdunkelungen.

Und dann der Engländer, der immer wieder bei den Haaren herbeigezogene Engländer, „der bei aller Internationalität Engländer bleibt“. Gewiß bleibt er es und wir können uns daran ein Beispiel nehmen. Vor allen Dingen die vornehmen Damen, die die französische Mode immer noch slavisch nachahmen. Welche Stände sind es denn, die den Franzosen, den Engländern nachhassen? Aber er bleibt es, indem er resolut der Wirklichkeit sich anpaßt und in diesem modernen Sinn, in dieser Lebenskraft, die nicht fragt, was ist englisch, sondern einfach handelt, betätigt er seine Eigenheit, nicht aber, indem er zurückflieht in seine Vergangenheit und etwa mit Altstimmelein kokettiert. Was würden wir sagen, wenn er mit einem Male seine keltisch-angelsächsische Urreligion hervorholte und glaubte, uns damit imponieren zu können. Oder wenn der Franzose sich mit seiner mythologischen Vergangenheit drapierte? Undenkbare! Alles würde in ein unsierliches Gelächter ausbrechen, und diese Ausländer würden wir als beschränkte Idioten ansehen. Ebenso müssen wir auch hier lachen.

§ 2 der Satzungen lautet: „Der Bund will versuchen und helfen, die Seelenkraft des deutschen Volkes durch das Mittel der Kunst zu erhalten und zu stärken.“ So steht es da, sogar fettgedruckt.

Der Abend (der Eintritt kostete 5 M.) wurde eingeleitet durch das Konzert in D-dur von Mozart. Dann sprach der erste Vorsitzende Friedrich Seesselberg Begrüßungsworte, die von „warmherziger Zuneigung“ überquollen und verbreitete sich dann über das Wesen des Märchens, von dem er bemerkte, daß wir es hier „gewissermaßen mit der Kinderseele zu tun haben“. Dabei entfiel das Märchen in dem Kampfe zwischen Heidentum und Christentum; alte Gestalten, die dem Volke noch nahe stehen, leben im Märchen fort. Dann bebauerte er die naturwissenschaftliche Tendenz unseres Zeitalters, die nur dahin führe, daß, wie er sich hübsch ausdrückte, „immer wieder ein Kleines und wieder ein Kleines und noch ein Kleines gefunden würde“. Dagegen (Aufplustern wie ein Truthahn, Aufschlagen auf den Tisch) der nationale Idealismus, meine Herren! Diesen wirklich sehr wenig geistreichen Ausführungen, deren Verschwommenheit tatsächlich der Stärkung bedurfte, gab der Vortragende keine erhöhte Wichtigkeit durch das immerwährende Hochziehen der Augenbrauen bei den pathetischen Stellen.

Danach kamen Vorführungen von deutschen Märchengestalten, nach Entwürfen von Franz Stassen, vor einem geschmacklosen Hintergrund (auf hellgrüner Fläche war ein goldener Papierstern und ein mittliger Papiermond aufgeklebt), so daß der Abend etwa auf dem Niveau eines Familienabends in einer mittleren Kreisstadt stand. Als Schneewittchen und Raskappon usw. immer wieder über die Bühne gezogen wurden und in donnerndem Applaus das Teutischum sich austobte, machte ich mich aus dem Staube. Unerfindlich ist, wie ein Baluschel hier als Vorsitzender fungieren kann, ist es auch nur als Ausstellungsleiter.

Thode ist die Seele des Ganzen. Eine Zeitschrift steht zur Verfügung. Publikationen sollen folgen. Vorträge, Versammlungen, Kunsttage sind angekündigt. Besondere Abteilungen und Vorstände für jedes Ressort. Auch eines „zur künstlerischen Beeinflussung der breiten Volksschichten“. Wie man sieht, ein umfangreicher Apparat, so daß also Warnung geboten ist. Doch bin ich, falls ich wirklich Kulturpaten sehe, gern bereit, meine Meinung zu korrigieren.

e. s.

Erziehung und Unterricht.

Schulliniken in stark bevölkerten Gegenden. Eine neue Einrichtung für die Gesundheitspflege der Schulkinder wird jetzt in England warm empfohlen, nämlich die Errichtung von Schulliniken. Schulärzte gibt es auch in jenem Lande, die sich aber im großen und ganzen damit begnügen müssen, ebenso wie in Deutschland, auf die gesundheitlichen Schäden aufmerksam zu machen, ohne daß sie überall die Gewähr haben, daß die verschiedenen Leiden auch wirklich eine regelrechte Behandlung finden. Einen bedeutsamen Schritt weiter ist daher ein englischer Arzt, Dr. Hogarth, gegangen, der es in einer Londoner Gesellschaft, die ungefähr unserer „Gesellschaft für Kinderfreunde“ entspricht, ausführte, daß die ärztliche Aufsicht an und für sich ungenügend sei und die ärztliche Behandlung unbedingt nachfolgen müsse. Indes hat die Erfahrung gezeigt, daß tatsächlich weniger als ein Drittel der Kinder, bei denen von den Schulärzten gesundheitliche Mängel entdeckt wurden, später in ärztlicher Behandlung stand. Dadurch wird der Wert dieser Einrichtung ganz bedeutend herabgesetzt. Die Krankheiten, um die es sich handelt, sind solche, die durch Parasiten und Infektionen hervorgerufen werden, ferner mangelhaftes Sehen, kariöse Zähne, chronische Erkrankungen des Auges, des Ohres, des Rachens und der Haut. Die bisherigen Mittel und Wege zu einer entsprechenden Behandlung sind nach Hogarth in Wirklichkeit unzulänglich. Die Hausärzte, Krankenhäuser und einige Armenapotheken genügen den zu stellenden Anforderungen in dieser Beziehung nicht, denn einen Hausarzt gibt es in den Wohnungen der Armen nicht, und selbst bei Vesperbemitteln erwartet man von ihm keine Vorschriften bei Augenerkrankungen oder Ohreiterungen. Ebenso sind die Krankenhäuser keine passenden Plätze zur Behandlung solcher Fälle. Es gibt zu viele Patienten dieser Art, die e

Krankheiten sind chronisch, und die Behandlung selbst ist für freiwillige Mitarbeiter zu ermüdend. Außerdem liegen die großen Krankenhäuser meist für die Bevölkerung zu ungünstig, so daß die Patienten zu weite Wege haben oder zu lange warten müssen. Die Unwissenheit und Nachlässigkeit der Eltern, die Mangelhaftigkeit und schwere Erreichbarkeit schon bestehender Einrichtungen, die wirkliche Armut des Volkes, die langwierige Natur der für chronische Fälle wirksamen Behandlungen und schließlich das Ansehen des Arztes in den Armendistrikten sind es, die Hinderungsgründe abgeben. Hogarth sieht daher als das einzig praktische Hilfsmittel die Anlage von Schulliniken oder Zentralen für die ärztliche Behandlung von Schulkindern unter der Leitung und Kontrolle eines hervorragenden Schulmannes an. Ihm schweben dabei die Einrichtungen der Zahnkliniken in Straßburg, Basel, Luzern und Zürich vor oder auch die allgemeinen Polikliniken, wie sie in der Schweiz in Luzern und Neuchâtel eingerichtet sind. Das betreffende Gebäude sollte nicht zu groß sein, 5-6 Zimmer haben, ferner einen großen Warteraum und eine Apotheke sowie Beratungszimmer für den Arzt und einen Dunkelraum mit besonderen Apparaten zur Unterstützung von Augen, Achseln, Ohren usw., schließlich auch noch einen Raum für zahnärztliche und andere kleine Verrichtungen besitzen. Ein regelrecht ausgebildeter Wärter sollte dem Arzt zur Verfügung stehen. Trotz der großen Kosten, die die erstmalige Einrichtung solcher Schulliniken erfordert, glaubt Hogarth doch, daß sie einen großen Nutzen bringen werden, da in den englischen Industriestädten und anderen dicht bevölkerten Gegenden die Gefahr der Degenerierung des Volkes sehr groß ist. Aus diesem Grunde wird der Plan von den angesehensten englischen und amerikanischen medizinischen Zeitschriften sehr warm unterstützt. Er ist es wert, daß man sich auch in den größeren Städten und Industriebezirken Deutschlands damit beschäftigt.

Kfg.

Medizinisches.

Die Ausbreitung der Cholera in Rußland und im Orient. Das englische Mitglied des Internationalen Gesundheitsrates in Konstantinopel hat dem Londoner „Lancet“ eine Mitteilung über den Stand der Cholera in Rußland, Persien und der Türkei eingesandt, deren Inhalt eine ganz überraschende Enthüllung von höchst unliebsamer Art bedeutet. Der hauptsächlichste Teil dieser Veröffentlichung besteht in einer Tabelle, die über die gegenwärtige Verbreitung der Cholera im Europäischen und Asiatischen Rußland Auskunft gibt und schon durch ihre Länge unangenehm ins Auge fällt. Diese Tabelle umfaßt in ihren Endangaben die Zeit von Anfang Juli, dem angeleglichen Beginn der Cholera-Epidemie in Rußland, bis zum 6. November vorigen Jahres, und zählt für diese Zeit von rund vier Monaten nicht weniger als 11472 Erkrankungen und 5493 Todesfälle. Wenn man bedenkt, daß diese Zahlen für ein Land, das keine musterhaften hygienischen Einrichtungen besitzt, ohne Zweifel unvollständig sind und nur einen verhältnismäßig kleinen Teil der tatsächlichen Opfer der Epidemie darstellen, so dürfen sie wohl als erschreckend hoch bezeichnet werden. Nun beweist die Tabelle freilich im einzelnen, daß die Epidemie seit Anfang Oktober in der Abnahme begriffen ist, aber das ist nur natürlich, weil die Epidemien gegen den Winter stets abschwollen, ohne daß man sie deshalb als erloschen betrachten könnte, weil sie dann gewöhnlich im nächsten Frühjahr wieder auflieben. Die Gefahr wächst selbstverständlich mit der Ausbreitung einer Epidemie, und gerade in dieser Hinsicht sind die Auskünfte, die jetzt über die Lage in Rußland gegeben werden, außerordentlich ungünstig. Im Europäischen Rußland werden nämlich von 49 Gouvernements 29 als verseucht bezeichnet, obgleich in recht verschiedenem Grade, da in einigen nur vereinzelte Cholerafälle vorgekommen sind, denen eine weitere Bedeutung vielleicht nicht beizumessen ist. Besonders hart betroffen ist vorläufig das südliche Rußland, weil die Epidemie, wie gewöhnlich, vom kaspischen Meere aus, also von Süden her eingedrungen ist. Die höchsten Ziffern von Erkrankungen und Todesfällen weist die Stadt Astrachan auf, an zweiter Stelle steht Kiew. Im Asiatischen Rußland werden vier Gouvernements und fünf andere Reichsteile als verseucht genannt. Wenn auf diesem ungeheuren Gebiet, innerhalb dessen die Cholera demnach verbreitet ist, im nächsten Frühjahr die tödlichen Keime zu neuer Lebensfähigkeit aufstehen, so können sie einen ganz bedeutenden Schaden anrichten, und es hat auch vor der Veröffentlichung dieser bedenklichen Uebersicht nicht an ärztlichen Stimmen gefehlt, die zur Ergreifung der peinlichsten Maßnahmen gegen eine Choleraeinschleppung bis zum nächsten Frühjahr geraten haben. Schon vor einigen Jahren sind einige Cholerafälle im östlichen Deutschland vorgekommen, aber die damalige Ausbreitung der Seuche in Rußland war eine geringe im Vergleich zu der, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahres geherrscht zu haben scheint. Auf türkischem Gebiet hat nur eine Epidemie in Sinope größere Bedeutung gehabt. Ueber den Stand der Cholera in Persien sind nur sehr unvollständige und zum Teil einander widersprechende Mitteilungen zu erhalten gewesen. Sicher ist nur, daß eine schwere Epidemie an der Grenze von Beludschistan noch jetzt wütet, die aber möglicherweise nicht in Cholera besteht.